

Riedland [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635140>

Nutzungsbedingungen

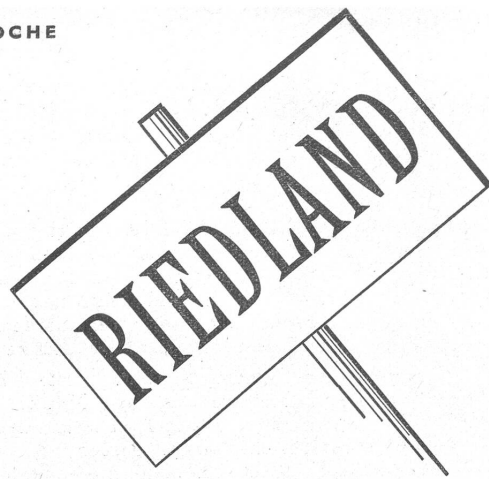
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

14. Fortsetzung

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

„Mit diesem Vorderhuf hat der ‚Herkules‘ immer dreimal gescharrt, wenn ich ihn fragte: ‚Willst einen Zucker, du Lump?‘“, erklärte der Wachtmeister Bamert, indem er den Fächer der Karten in seiner Hand ordnete. Es war ihm ein Bart gewachsen. In seinem weissen Turban und dem hochgeschlossenen Spitalhemd sah er aus wie ein Muselman.

„Drei vom Trumpf König mit Stöck“, sagte er, spielte den Buben aus, machte mit der Kreide zwei Kritze auf die Schiefertafel, die vor ihm auf der Bettdecke lag, zählte die anderen Striche. „Tausend und vier, ich bedanke mich!“

„Oh, wie schade“, sagte die Schwester Pia, die neben der Nachttischlampe sass, und schaute enttäuscht unter ihrer Haube hervor, „ich hätte hundertfünfzig weissen können von der Herzdame und wäre auch fertig gewesen.“

„Ja, so geht es halt. Aber in dieser Wirtschaft gilt Stöck, Wies, Stich!“

Die Schwester lachte, nahm die Karten zusammen und hielt sie einen Augenblick in der Hand, wie ein Gebetbuch. „Es ist sowieso Schluss jetzt, Herr Bamert.“

Bamert sah ihr nach, wie sie aufstand, aus dem Lichtkreis der Stehlampe trat, den Wandkasten öffnete, die Karten, die Tafel und die Kreide versorgte.

„Aber den Huf lassen Sie mir auf dem Nachttischchen“, sagte er. „Sie hätten noch eine glatte Ehefrau gegeben, Schwester Pia“, fügte er nach einer Weile aus seinem Kissen heraus hinzu. „Mit so einer Frau zu Hause müsste keiner ins Wirtshaus zum Jassen.“

Die Schwester hantierte an dem offenen Wandschrank herum. „Sie sollten nicht so dummes Zeug schwatzen, Bamert“, sagte sie, ohne sich umzudrehen, „Sie haben ja kein Fieber mehr.“

„Nein, ohne Spass, für Sie ist es schade, Schwester Wiprächtiger!“

„Jetzt dürfen Sie noch eine Viertelstunde den ‚Linthoten‘ lesen, aber dann ist Lichterlöschen!“

„Zu Befehl, Korporal!“ sagte der Wachtmeister und legte die Hand grüssend an den Turban.

*

Als die Schwester über die Spitaltreppe herabkam, stand Marie schon am Tor, bei der grossen Lampe, in einem Käfig, das der Schatten der kahlen Kastanienzweige um sie legte. Sie war ein bisschen verändert; vom Scheitel fiel ihr schräg über die Stirne eine glatte Haarschicht bis über die Wangen herab. Es hatte geregnet, ihr Atem gab einen leichten Dampf.

„Seien Sie mir nicht böse, Schwester Pia, dass ich Sie angerufen habe!“

„Aber Marieli!“

Ein kleiner Wind schüttelte die Tropfen von den Zweigen; sie stiegen langsam am Rand der Rickenstrasse hangwärts, über Uznach hinaus, die Lichtschnur der Grynauerstrasse lief über die schwarze Ebene.

„Seit ein paar Tagen ist alles verändert“, sagte Marie. „Auf einmal kommt mir alles unverständlich vor. Wissen Sie, Schwester Pia, es ist, als sei immer um mich noch ein anderes Leben gewesen, und ich hätte es nicht gewusst. Und jetzt werde ich davon gestreift, überall wo ich hingehe wie von unsichtbaren Schatten.“

Sie tat langsame, bedächtige Schritte, sie hatte den Kopf wie suchend gesenkt; sie hörte das Rascheln von Pauskleidern, den schweren Tritt ihrer Schuhe, den leisen Aufschlag des Rosenkranzes.

„Wenn man so jung ist wie du, Marieli, so glaubt man immer, die Welt habe mit dem Tag begonnen, da man geboren wurde“, sagte die Schwester.

Marie nickte. „Ja, und dann merkt man, dass alles schon vor einem da war, und es weht so herein.“

Es war nichts zu hören, als das Knirschen ihrer Schritte auf der nassen Strasse. Zwischen den Laternen waren immer grosse dunkle Strecken, zum Sprechen geeignet.

„Was hat meine Mutter mit Bieli zu tun?“ fragte Marie auf einmal.

„Wir haben alle miteinander zu tun“, antwortete die Schwester nach ein paar Schritten unter ihrer Haube hervor. „Alle, weisst du. Wir sind doch aus demselben Land, wir sind doch eine Generation, Deine Mutter, Adeline, der Posthalter Gusch selig, Bieli, der Ledischiffführer Lorenz, ich und viele, viele andere noch. Alle, die einmal mit einander jung gewesen sind, haben mit einander zu tun, es sind doch alle einmal Mädchen und Buben, Jünglinge und Jungfrauen gewesen. Kannst du das nicht verstehen?“

Marie nickte. „Das vergisst man so leicht“, sagte sie.

„Du mußt dir das nur vorstellen. Der Kapitän Lorenz war einmal wie der Wachtmeister Bamert, der Bieli war der Schiffknecht Stilli auf dem ‚Saturn‘, deine Mutter war du.“

Marie schaute die Schwester von der Seite an und suchte unter dem schwarzen plumpen Kleid die Gestalt ihrer Jugend.

„Ja, ich habe auch einmal anders ausgesehen“, sagte die Schwester Wiprächtiger in der dunklen Zone zwischen zwei Laternen. „Bevor die Leute so sind, wie du sie siehst, da werden sie geschüttelt und gerüttelt wie die Frucht im Kornsieb, und es geht lange, bis der Weizen zu Ruhe kommt, so schön Körnchen neben Körnchen, unschuldig und rund, aus denen dann der grosse Müller sein Mehl für das Brot dieser Erde mahlt.“

Es kam eine Laterne, aber Marie konnte der Schwester Gesicht im Schatten der Haube nicht sehen.

„Und manchmal fällt ein gutes Korn mit der Spreu durch das Sieb, und manchmal bleibt auch ein bisschen Spreu zurück“, spann diese den Vergleich weiter, „und beide sind dann nicht dort, wo sie hingehören.“

„Haben denn der Bieli und meine Mutter einmal etwas miteinander gehabt — in eurem andern Leben?“ fragte Marie störrisch. „Und er tut nun alles aus Zuleidewerkerei?“

„Was tut er denn?“

„Was er tut? Wissen Sie das denn nicht, Schwester Pia? Wissen Sie es denn wirklich nicht? Er läuft doch mit einer Fackel im Lande herum und zündet Häuser an!“

Die Schwester stand still, hob den Kopf, schaute das Mädchen an, die Hand auf dem goldenen Kreuz an ihrer Brust.

„Marieli! Was sagst du da?“

Maries Stimme ward heiser. „Ich habe es schon lange geahnt, schon lange, seit dem ersten August, als ich ihn neben dem Holzstoss schlafend fand. Und als ich von der Kaltbrunner Messe durch das Ried heimkam, in der Nacht, hörte ich seine Stimme im Dunkel und er sagte zu jemand: ‚Hast Angst um dein Petrollämpchen?‘ und eine andere Stimme rief zurück, ‚Brandstifter, feiger Brandstifter!‘ — und es war meine Mutter, die das rief!“

Pia tastete nach Mariés Händen; sie waren kalt und ohne Bewegung.

„Marieli, ist das wahr? Hast du das nicht bloss geträumt?“

„Und wenn ich es geträumt hätte, wäre es wahr, ich spür's, ich spüre, dass es so ist!“

Die Schwester Pia spürte es auch. Sie sah Adelines Gesicht vor sich, wie sie es damals gesehen hatte, in der Wirtschaft „Zum Schloss Grynau“ vor dem kalten Kaffeeglas, das Gespinnst ihres schwarzen Schleiers über den Hut zurückgeschlagen, als sie mit flatternden Worten das Turnfest von Eschenbach aus der Zeit herauf beschwor.

„Misericordia“, sagte sie abermals leise und fasste nach der schmalen Schulter des jungen Mädchens, „das ist das Erbarmen und das Erbärmliche.“

Sie sah nach dem Profil Mariés, die nun wieder ernst, mit gesenkter Stirne den hellen Kreis eines Strassenlichts durchschritt. Auf einmal wusste sie, dass dies nicht alles, das Wichtigste nicht war. Sie passte ihre Schritte denen des Mädchens an.

„Und warum hast du mich gerufen, Marieli?“ fragte sie nach einer Weile.

Marie stand still, wandte ihr das Gesicht zu.

„Ist das nicht genug?“

Pias Blicke wanderten langsam von einem Auge des Mädchens zum andern, und sie schüttelte den Kopf.

Marie atmete einmal tief, stocherte mit der Fussspitze an einem Schotterstein herum, dann schaute sie auf, blass, eine junge Frau.

„Sie munkeln davon, dass sie mit der Bohrung im Ried aufhören wollen“, sagte sie ruhig, „aufhören, den Turm abbrechen und davongehen.“

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Kommst, Frau Lehrer?“ fragte das Büblein Fridolin unter der Küchentüre.

„Ich komme sofort. Geh nur vor das Haus hinunter und warte“, sagte Therese und zog die Fensterladen zu.

Das Büblein trippelte die Holzstiege hinab und stellte sich vor der Haustüre auf. Es war bleich; es trug ein missfarbenes gestricktes Käppchen auf dem Kopf; über die Oberlippe lief ihm die rote Narbe einer operierten Hasenscharte. Sein Mund war immer geöffnet, es verdrehte auf leicht schielende Weise die Augen nach oben, so dass manch-

mal nur das Porzellanblau des Augapfels sichtbar war. Der Knabe gehörte einer Tagelöhnerfrau, einer Nachbarin Theresens, die sich seiner ein bisschen annahm; er durfte sie von Zeit zu Zeit auf ihren Gängen begleiten.

„Geh'n wir weit?“ fragte Fridolin, als er Therese mit ihrem Schal um die Schultern barhäuptig aus der Haustüre treten sah.

„Ja, heute gehen wir weit.“

„Fein“, machte das Bürschchen und umklammerte mit seinem schmutzigen Händchen Theresens Mittelfinger.

Bei der Grynauerbrücke bogen sie ab und betraten den Pfad auf dem Linthdamm.

Die Nebelgrenze lohte mitten im Ried; sie war unter dem Hauch der Bise in voller Auflösung begriffen. Ueber dem Buchberg lag noch ein dichter Schleier, aber der Ricken, und Kaltbrunn an seinem Fusse, hatten bereits Sonne. Im Moor begannen die Schattenrisse der Streustöcke und der Büsche zart aus dem Dunst zu tauchen; hoch oben loderten zerfetzte Nebelfahnen in der Bläue und zerstoßen im Wind.

Das Büblein schaute im Gehen an Therese empor, besah ihr strenges Indianergesicht, die Wölbung ihrer Stirne und die wehenden Löckchen darüber. Sie schaute gerade aus, ihre Augenlider waren gefältelt, die Sonne schien ihr ins Antlitz.

Um sie herum war es menschenleer. Die Linth zog neben ihnen geräuschlos zwischen den kahlen Böschungen dahin, die grauen Quadern der Ufersteine waren bis auf den Grund hinunter sichtbar, im Geröll zitterten die schwarzen Algen.

Immer mehr Streustöcke gab der Nebel auf dem gelben Ried frei; über dem Dunstsaum stand blau und nah der Mürtchenstock. Unablässig kam ein frischer Nordwind über das Kaltbrunner Moor. Von Zeit zu Zeit kreischte eine Krähe.

„Hast du auch einen Vater, Frau Lehrerin?“ fragte der Fridolin.

„Er ist gestorben.“

„Und deine Mutter?“

„Auch.“

„Hast du keinen Mann?“

„Weisst, der ist auch gestorben.“

„Hast niemand, gar niemand?“

„Doch, eine Tochter.“

„Wer ist das?“

„He, das Marieli, du kennst sie doch.“

„s'Marieli von der Post?“

„Ja, die.“

Das Bürschchen Fridolin trippelte auf dem grasverwachsenen Dammweg neben Therese her; immer blickte er zu ihr auf, etwas Feuchtes lief ihm dabei über die rote Narbe herab. Neugierig betrachtete er die Frau, die keinen Vater, keine Mutter, keinen Mann mehr hatte und nur eine Tochter bei der Post.

Therese kniff die Augen zusammen und schaute in der Richtung nach Tuggen. Die Nebelgrenze war nun bis zum Bohrturm vorgerückt, bereits konnte man die weissen Dampfwölkchen erkennen, die die Maschine in kurzen Abständen in die Luft sandte. Sie blickte über die Stoppelfelder hin, als wollte sie das Geheimnis ergründen, das sie bedeckten. In ihrer Vorstellung lag darunter in grosser Tiefe ein schwarzer, träger See; er ruhte ganz still und wartete, seine Fläche schillerte ölig in der Farbe des Regenbogens, so wie in jedem Graben des Rieds das offene Wasser schillerte. Sie dachte daran, wie sie als Kinder durch das Schilf des Rieds „in die Eier“ gegangen waren, Kiebitzeier einsammelten, und wenn eines von ihnen in den Sumpf fiel, so sagten nachher die andern zu ihm: „Du riechst nach Petrol!“

(Fortsetzung folgt)